

BURGENLÄNDISCHE HEIMATBLÄTTER

Herausgegeben vom Volksbildungswerk für das Burgenland
in Verbindung mit dem Landesarchiv und Landesmuseum

22. Jahrgang

Eisenstadt 1960

Heft Nr. 2

Josef Reichl und seine Sendung im burgenländischen Raum

Von Margit Pfl agner

Das Burgenland begeht heuer einen Gedenktag, der für dieses Übergangsland zwischen Völkern, Sprachen und Kulturen von besonderer Bedeutung ist: am 19. Juni 1960 jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Mundartdichters Josef Reichl, der bis heute der einzige Burgenländer geblieben ist, dessen Dichterstimme auch außerhalb seines Landes gehört wurde, der einzige, dessen Werk in fünf Bändchen vorliegt, die zur Zeit ihres Erscheinens großes Aufsehen erregten und bald vergriffen waren. Er gilt heute noch als der Vater der aus dem Volke gewachsenen Dichtung im Burgenland und hat nichts von seiner Frische verloren.

Wieso hat der begabte Volksstamm der Hienzen¹, der auf anderen Gebieten Künstler von weltweiter Bedeutung hervorgebracht hat, gerade auf dem Felde der Dichtung lange Zeit keinen nennenswerten Vertreter, dann, gewissermaßen im geschichtlichen Augenblick, einen Josef Reichl, und nach ihm wieder nur langsam sich durchsetzende Begabungen? Wie kam es zu einer Erscheinung wie Josef Reichl, und was bedeuten seine Persönlichkeit und sein Werk für den burgenländischen Raum und für die literarische Entwicklung des Landes?

Die Antwort auf diese Fragen kann einen wesentlichen Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Situation dieses Landes liefern, und wenn wir sie heute, am 100. Geburtstag des Dichters, wieder aufgreifen, so liegt zwischen seinem persönlichen Wirken und unserer Generation schon die zur objektiven Betrachtung nötige Zeitspanne.

Keine kulturelle Äußerung eines Volkes oder eines Einzelmenschen darf beurteilt werden, als stünde sie allein im leeren Raum. Die Stimme jedes Dichters entspringt aus dem Zusammenwirken des Erbes, das er von Heimat, Geschichte und Abstammung mitbekommt, und aus den Zeitbedingungen, in denen er zu leben und sich durchzusetzen hat. Je näher man an diese Zusammenhänge kommt, desto deutlicher und bedeutsamer wird das Bild.

Auf der Suche nach solchen Zusammenhängen ist Josef Reichl gern mit Peter Rosegger verglichen worden, nur hat man meist mit einem etwas verlegenen Achsel-

¹ Die Schreibung „Hienzen“ folgt Johann Neubauer, Oberschützen, dem derzeit besten Kenner der hienzischen Mundart.

zucken hinzugefügt, daß er an Vollendung „natürlich“ nicht an ihn heranreiche und wohl auch zu früh gestorben sei, um uns Werke einer eigenen Reifezeit zu hinterlassen. Dieses Achselzucken hat Reichl nicht nötig, wenn auch er selbst, der Bescheidene, über diesen Vergleich höchst erfreut gewesen wäre.

Aber der Vergleich mit Peter Rosegger steht auf schwachen Beinen. Außer gewissen äußerlichen Ähnlichkeiten, die, oberflächlich betrachtet, der Lebenslauf des „Waldbauernbuben“ aus den steirischen Bergen und der des gräflich Batthyányschen Halterbuben aus Güssing aufweisen, läßt sich da kaum etwas gleichsetzen. Dennoch mag die Basis dieses Vergleiches vorerst einmal beibehalten bleiben, weil sich von ihr aus um so besser die Unterschiede herausarbeiten lassen. Klothilde Benedekt — sie gibt sich als eine Landsmännin des Dichters aus und ist für uns eine der wichtigsten Quellen über sein Leben, da sie unmittelbar ein Plauderstündchen mit dem Dichter verarbeitet —, Klothilde Benedekt schreibt im „Wiener Journal“ vom 10. Jänner 1920: „Trotz der harten Jugend und der unerquicklichen politischen Verhältnisse tritt das sonnige Gemüt des Dichters zutage, der frei von der kränkelnden Sentimentalität Roseggers ist, den er selbst als sein Vorbild bezeichnet.“

Mit diesem Satz hat sie auf ihre Weise mitten in den Kern der Sache getroffen, wenn wir auch Roseggers Art nicht als „kränkelnde Sentimentalität“ bezeichnen wollen.

Rosegger ist der Nachkomme einer angesehenen Bauernsippe, die seit Jahrhunderten auf ihren Höfen saß. Der Vater ist bereits Träger einer gewissen bäuerlichen Geistigkeit, die Mutter, Tochter eines Schulmeisters, vermittelt dem Buben schon früh in Lied und Sage jene versonnene, reiche Welt der volkstümlichen Überlieferung, aus der später der Dichter schöpft.

Es ist wahr, Rosegger wuchs in jene leise Untergangsstimmung hinein, die der wirtschaftliche Umschwung damals bis in die Bergbauernhöfe trug. Die Eisenhämmer zogen die Menschen von den Höfen, das Problem der Industrialisierung und der Landflucht lag spürbar in der Luft. Peter Rosegger steht an einer Kulturwende, die zu einer Kulturmüdigkeit führt und das Allheilmittel letzten Endes in einer Rückkehr zur Natur und zum bäuerlichen Leben findet, wie es deutlich genug im „Erdsegen“ ausgedrückt ist.

Und Josef Reichl, der „burgenländische Rosegger“?

Wie gänzlich anders sind alle Vorbedingungen von Herkunft und Umwelt in einem Lande, das von Ost und von West her gesehen am Rande liegt und in keinem Zusammenhang mit der Entwicklung in den Alpenländern steht!

Zunächst vom Persönlichen her:

Von Reichls Familie sind kaum die nötigsten Daten bekannt. Nach Aufzeichnungen des Güssinger Historikers Pater Gratian Leser haben die Eltern des Dichters, Peter Reichl und Anna Blank, im Jahre 1855 zu Güssing die Ehe geschlossen. Sie hatten vier Söhne: Johann, geb. 1855, Josef (der ältere, als Kind gestorben) geb. 1857, Aloisius, von dem kein Geburtsdatum angegeben ist, nur der Matrikelvermerk: Pater arendator dominalis². Am 19. Juni 1860 kam dann der jüngste Sohn zur Welt, Josef Reichl, unser Mundartdichter. Hans Levar³ nennt als seinen

² Am ehesten zu übersetzen mit „herrschaftlicher Pächter“.

³ „Josef Reichl“, Vierteljahrshefte „Burgenland“, 3. Jg., Heft 3, Mai 1930.



Josef Reichl

Geburtsort Krottendorf bei Güssing, während nach späteren Forschungen ein Haus in Güssing selbst angegeben wird, das heute auch eine Gedenktafel trägt.

Josef Reichls Eltern waren also arme Leute, „Bireschleute“⁴, im Meierhof des Grafen Batthyány in Güssing beschäftigt.

Es ist überliefert, daß der Vater, als Josef fünf Jahre alt war, auf der Suche nach einem Ausweg aus der drängenden Not der Familie nach Langzeil bei Güssing übersiedelte, wo er einen neuen Dienst antrat. Aber auch dort „verdienten sich seine Eltern nicht soviel, als sie zum Leben brauchten“⁵, und die Familie zieht weiter nach Neumarkt an der Raab. „Dem kleinen Sepperl war gar schwer ums Herz, doch gewann er seine zweite Heimat bald lieb, als er dort seinen Eltern eine Kuh halten (= hüten) durfte, da war er mit dem harten Schicksal, das ihn von der Stätte, wo er seine früheste Jugend verbrachte, vertrieben hatte, gar bald versöhnt.“⁵

In Güssing erzählt man sich heute noch, daß die Eltern des kleinen Sepperl „Schaffer“ im Meierhof des Grafen Batthyány in Neumarkt a. d. Raab waren. Der Vater Peter Reichl hatte im Meierhof als Zugtiere zwei Esel zur Verfügung, mit denen er das Getreide vom Meierhof in die Mühle führte und auch kleinere Einkäufe in den Meierhof brachte. Er wurde deshalb oft von den Burschen des Ortes gehänselt.

Josef Reichl war in bitterster Armut aufgewachsen und schon früh an harte Arbeit gewöhnt. Seine Eltern konnten ihm nichts bieten als ihre Herzengüte, und er hat es sein Leben lang seiner Mutter gedankt, daß sie trotzdem die Liebe zur Natur in ihm zu wecken verstand und ihm immer wieder sagte, wie glücklich man doch trotz aller Arbeit in der schönen Heimat leben könne.

Von Neumarkt mußte er nach „Samirtn“, St. Martin an der Raab, das eine halbe Stunde entfernt war, in die Schule gehen. Damals wurde in den Dorfschulen des Hienzenlandes der Unterricht noch in deutscher Sprache erteilt. Sepperl lernte sehr gut, obwohl sein alter Lehrer Wagner, an dem er in großer Liebe hing, es wahrlich nicht leicht hatte: in zwei Klassenzimmern waren die Kinder von sieben Dörfern zusammengepfertcht⁶.

Der Bericht aus Güssing erzählt über Reichls Schulzeit:

„Josef Reichl besuchte die damalige Pfarrschule St. Martin a. d. Raab, es ist dies die heutige Volksschule Eisenberg a. d. Raab. Seine Lehrer waren: Kantorlehrer Johann Nepomuk Kerschbaumeyer und Schullehrer Matthias Wagner. Den Religionsunterricht erteilte Pfarrer Dr. Karl Horvath, welcher in dieser Schule als erster den Globus einführte, wofür die damaligen Schüler großes Interesse zeigten. Nach Angaben der bereits verstorbenen Schulkameraden zeigte Josef Reichl besonderes Interesse für den Deutsch- und Geographieunterricht und erntete von seinen Lehrern besonderes Lob. Wieviel Freude Josef Reichl auch am Religionsunterricht hatte, bewies sich, als er als Belohnung für seinen Lernerfolg an Sonntagen den Ministrantendienst versehen durfte. Dadurch ist ihm die Pfarrkirche von St. Martin sehr lieb geworden, was sich auch in seinem Gedicht „s Kirchal va Samirtn“ widerspiegelt. Seine Begabung für die Dichtkunst zeigte sich schon in der Volksschule. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit wurde er seinen Schulkame-

4 Abgeleitet von magy. „beres“, bedeutet ungefähr „Tagelöhner“.

5 „Der Freie Burgenländer“ 14. Dez. 1924, Nachruf für Josef Reichl von Hans Ambroschitz.

raden vorangestellt, wenn der Bischof von Steinamanger, der Schulinspektor von Steinamanger oder andere Persönlichkeiten von einem Schulkind mit einem Gedicht begrüßt werden sollten. Josef Reichl trug seine Gedichte immer zur größten Zufriedenheit vor.“

Lehrer Wagner riet später den Eltern, den begabten Jungen studieren zu lassen, und Reichl selbst wäre am liebsten Pfarrer geworden. Doch diese Pläne scheiterten an der Armut der Familie. Der „Pedan Sepl“ mußte noch während seiner Schulzeit fleißig mitverdienen, indem er die „gräflichen“ Kühe hütete und Tagelöhnerarbeit leistete. Seine Arbeitszeit betrug oft zwölf Stunden im Tag und der Lohn — 10 Kreuzer. Er selbst erzählte später gerne, daß er stolz wie der „Gottharder Stuhlrichter“ durch den Ort spaziert war, als er sich von seinen mühsam zusammengesparten Kreuzern den ersten Anzug gekauft hatte.

Josef Reichl konnte also nicht studieren, und sein Vater gab ihn nach der Schulentlassung zu einem Hutmacher nach St. Gotthard in die Lehre. Als in späteren Jahren die repräsentative Zeitschrift der Karpathendeutschen „Von der Heide“ ihn um eine kurze Darstellung seines Lebens bat, schreibt Reichl über seinen Abschied von daheim:⁶ „Ich sehe noch heute meine Mutter, wie ich von ihr Abschied nahm — ein schwächliches Kind von vierzehn Jahren —, weinend vor mir stehen und fühle noch, wie sie mit heißer Liebe mich umfing. In unserem blühenden Garten sangen die Vöglein und die Bienen summten, ich aber trat schluchzend, mit Stock und „Binkerl“, aus dem Hause, um in die Fremde zu ziehen. Nur die Raab murmelte mir Tröstung zu und zog — während ich meinem Heimatdorf den Rücken kehrte — als einzige Begleiterin mit mir in die Weite“

Es war unter diesen Verhältnissen Reichls Vater hoch anzurechnen, daß er seinen Sohn ein Handwerk lernen ließ und ihn nicht einfach in das Joch des landwirtschaftlichen Hilfsarbeiters spannte, um das Einkommen der Familie zu vermehren, wie es landesüblich war und auf dieser sozialen Stufe heute noch ist.

Alle diese Einzelheiten aus Reichls Jugend sind sehr entscheidend für sein späteres Werden.

So sah also der soziale Hintergrund aus, auf dem Josef Reichls Werk gewachsen ist: Eine Familie ohne Sippenrückhalt und ererbtes Eigentum, die als landwirtschaftliche Arbeiter in den Diensten des Grafen Batthyány steht und so kümmerlich lebt, daß sie zweimal dem besseren Verdienst nachziehen muß. Als sozialer Aufstieg wird es vermerkt, als die Familie sich eine Kuh halten kann. Und der kleine Sohn ist so früh mit den Nöten des Daseins vertraut, daß er um dieser Kuh willen den geliebten Güssinger Wald verschmerzt. Die Stellung des Bauern, auch des landesüblichen Kleinbauern, war für die Familie Reichl ein unerreichtes Wunschbild.

Die Stellung des Bauern in diesem Grenzgebiet, das zum Großteil in der Hand des ungarischen Großgrundbesitzes lag, war eine wesentlich andere als die des Bauern im Alpenland. Die Aufhebung der Grundherrschaften war erst durch das kaiserliche Patent von 1853/54 geordnet worden. Danach waren die Bauern nicht mehr zu Dienstleistungen und Abgaben an den Grundherrn verpflichtet, aber sie mußten für die Lasten, die auf den übernommenen Grundstücken hafteten, eine Ablöse entrichten. Diese „Ablöse“ spannte sie für Jahrzehnte wieder in das Joch

6 „Von der Heide“, *Illustr. Monatsschrift für Kultur u. Leben, Temesvar*, 6. Jg., 1. Heft, Jänner 1914.

des Grundherrn. Die Ablöseverträge wurden in den Jahren 1857—1870 geschlossen, der Prozeß war also in Reichls Kindheit in vollem Gange. Ein großer Umschwung im bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb war die Folge, ein verstärkter Anbau von Getreide und Hackfrucht bei den „neuen“ Bauern, ein Rückgang der Viehzucht, da nicht mehr die großen Brachfelder der Grundbesitzer zur Verfügung standen.

Bauer sein war also für den Hienzen zu Reichls Zeiten etwas Neues, etwas, das einen mit Stolz und Selbstbewußtsein erfüllen konnte, der Beginn einer vielversprechenden Entwicklung im Lande, die Befreiung von einem Jahrhunderte alten Zwang — und keine müde Heimkehr wie bei Rosegger. Aus diesem neuen Selbstgefühl entspringen Reichls Gedichte, der sich mit dem Bauern seiner Heimat eins fühlte, auch wenn er selbst von dieser Entwicklung ausgeschlossen war:

„Af d'oagnan Felda blüaht da Woatz,
af d'oagnan Bergn da Wei'.
Und 's Glück, dos blüaht im oagnan Hoam
in hellstn Sunnenschei.“⁷

Das Schwergewicht liegt auf „oagnan“

Um wieder anzuknüpfen: Daß der schulentwachsene Reichl zu einem Hutmacher in die Lehre gehen durfte, war für ihn ein Schritt nach vorwärts, aus dem abhängigen, fast noch an die Zeiten der Leibeigenschaft gemahnenden Leben seiner Eltern heraus.

Da ihm persönlich diese Lehre nicht recht behagte und er es bei seinem Lehrmeister nicht besonders gut hatte, hing er mit um so größerer Liebe an seiner Heimat. Er war glücklich, wenn er in seiner Freizeit die Eltern besuchen konnte und kam oft und gerne zu seinen Schulkameraden Matthias Graf, Johann Poglitsch und Johann Zotter.

Aber er blieb sich immer seiner Verpflichtung gegenüber dem Streben der Eltern bewußt, die ihm eine bessere Zukunft ermöglichen wollten, er war fleißig und sehr geschickt in seinem Handwerk.

In St. Gotthard kam er mit einer neuen Umwelt in Berührung, und hier erfolgte wohl auch sein erstes Zusammentreffen mit jenen Problemen, die neben den sozialen auf sein Schaffen bestimmend eingewirkt haben: die Tatsache, daß er als Deutschsprachiger dem anderen Volkstum und der magyarischen Staatssprache gegenübergestellt war.

Josef Reichl mußte, als seine Lehrzeit beendet war, nach altem Handwerkerbrauch erst einmal auf die Wanderschaft gehen. Den Zeitpunkt dieser Wanderschaft, über den sehr widersprechende Mitteilungen da sind, klärt Josef Reichl in seinem Brief an die Zeitschrift „In der Heide“ Nachdem festgestellt ist, daß er 14jährig seine Lehrzeit begonnen hat, heißt es: „Nach weiteren vier Jahren, nachdem er das Hutmacherhandwerk erlernt hatte, begann für Reichl ein langes und unstetes Wanderleben, in welchem er abwechselnd in vielen Städten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches, schließlich auch in Brüssel und Wien als Hutmachergehilfe arbeitete“⁶ Hans Levar³ berichtet aus dem Jahre 1886 seinen Versuch, beim ungarischen Finanzdienst angestellt zu werden, — so müssen seine Wanderjahre zwischen 1878 und 1886 liegen.

7 Reichl: „Hinta Pfluag und Aarn“, Wien 1918, S. 11.

Damit ist das Leben in seiner ganzen Härte an den Achtzehnjährigen herangetreten, denn er mußte sich selbst verdienen, was er für seinen Unterhalt brauchte. Doch seine heitere Natur half ihm über alles hinweg, im Winter arbeitete er bei einem Meister, im Frühling zog er wieder weiter. In dem Bericht von Klothilde Benedekt, der auf einer persönlichen Aussprache mit Reichl fußt, haben wir die einzige Darstellung dieser Wanderjahre:

„Und mittelalterlich mutet es uns an, wenn der Sänger von seinen Irr- und Wanderfahrten im großen Deutschen Reich erzählt, wie er jahrelang zu Fuß umherschweifte, von Wanderherberge zu Wanderherberge ein Obdach erbittend. Wie er sich dabei durch Vorlesungen in Handwerkervereinen gebildet hat, wie eingehend er den Spuren der Poesie, der Sage, der Geschichte gefolgt ist, erscheint fast beschämend für die, die jene Gegenden im Eilzug, mit dem Baedeker in der Hand durchsausten, denen Dinge leblos geblieben sind, die für ihn webten und lebten. So kommt der Dichter, der nicht weiß, daß er einer ist, endlich zu Fuß nach Brüssel, wo er in einer großen Hutfabrik lohnende Anstellung und bei Deutschen verschiedener Schichten freundliche Aufnahme findet. Nach einem Jahr leidet es ihn nicht mehr in Belgien, wieder durchzieht er zu Fuß ganz Deutschland, wieder spricht jeder Wald, jede Burg ihre Sprache zu dem poetischen Sonntagskind.“

Diese Wanderschaft war die große Lehr- und Reifezeit Reichls. Er kam aus der Enge seines bisherigen Lebenskreises heraus und lernte sehen, was ihm noch fehlte. Daher sein unermüdliches Bildungsstreben, das ihn jede Möglichkeit zu einer geistigen Bereicherung aufgreifen ließ, ob es nun die Abendvorlesungen eines Handwerkervereines waren oder die Kunstschatze einer fremden Stadt. Er lernte es auch, an den Verhältnissen der großen Welt seine eigene Heimat messen, und die soziale und völkische Enge, in der der hienzische Bauer lebte, mußte ihm in um so schärferem Licht erscheinen.

In jene Wanderjahre müssen auch die ersten dichterischen Versuche Reichls fallen. Es sind wohl schlichte Lieder des Heimwehs, Verse, in denen er sich selbst seine hienzische Mundart vorsagte, um in ihr ein Stück von daheim zu haben. Denn Reichl ist zunächst ein Dichter des gesprochenen Wortes, das Aufschreiben kommt bei ihm viel später. Er ist außerdem eine heitere, gesellige Natur, hatte eine schöne, zum Vortrag geeignete Stimme und mag an den Abenden in fröhlicher Runde sein erstes Publikum und seine ersten Erfolge gefunden haben. Aus dieser Periode ist uns nichts erhalten geblieben. Es heißt nur bei Hans Levar, daß Reichl, der des „Versemachens“ ganz unkundig war, nach Art der Meistersinger dichtete, indem er die Silben zählte³.

Erst in seinen Wiener Jahren beginnt er, planmäßig an seiner Bildung zu arbeiten. Von ausschlaggebender Bedeutung ist seine Freundschaft mit Alois Herdegen, der ihm als Student an Bildung weit überlegen war und gerne mitteilte, was Reichl fehlte. Reichl, Herdegen, Gärrner und der Lithograph Straßer bilden einen Freundeskreis, die „Kleeblatttrunde“, sie lesen und besprechen gemeinsam die Werke der Klassiker und geben eine handgeschriebene Monatsschrift heraus, die „Kleeblattnachrichten“ Dieser Freundeskreis wird später, als Reichl schon selbständig ist, durch die literarische Gesellschaft „Mehr Licht“ abgelöst, deren Begründer auch Herdegen ist. Die Mitglieder verfassen Gedichte, die ohne Namensnennung vorgelesen und besprochen werden. Der Dichter bekommt sie dann zur Verbesserung zurück. Reichl arbeitet eifrig mit, und seine Gedichte werden als gut anerkannt.

Er studiert nun auch Metrik und Grammatik, beschäftigt sich mit einem Werk von Dr. Matthias „Sprachleben und Sprachschäden“, und besuchte sogar einen Vortragskurs bei der Schauspielerin Wilbrandt-Baudius. Als neue Freunde gewinnt er Hermann Kandl und den Oberlehrer Habeck, dem Bund schließt sich wieder Herdegen an, und diese herzliche Freundschaft besteht bis ans Lebensende des Dichters.

Reichls Bildungsbestreben geht sogar so weit, daß er sich später, als sein Sohn Philosophie studiert, von ihm in Gebiete einführen läßt, die er noch nicht kennt.

Wenn man die spärlichen Daten aus Reichls Leben gegeneinander abwägt, kommt man zu dem Ergebnis, daß es das Jahr 1886 oder 1887 gewesen sein muß, in dem Reichl in Wien seßhaft wird. Denn Hans Levar berichtet von seinem Versuch, im Finanzdienst unterzukommen, aus dem Jahre 1886, während 1888 schon die Begegnung mit Herdegen durch Vermittlung „des Sohnes seines Chefs Gärrner“ erwähnt ist³.

Dem würde die Mitteilung widersprechen, daß Reichl noch auf seiner Wanderschaft vom Tode der geliebten Mutter erfuhr und sie nicht mehr lebend widersah. Anna Reichl ist aber erst am 14. Jänner 1891 im Alter von 65 Jahren gestorben, der Vater Peter Reichl 81jährig am 15. Juni 1902. Beide ruhen im Friedhof von St. Martin, wo Reichl ihnen ein schönes Grabdenkmal mit selbstverfaßtem Spruch errichten ließ.

Reichl war also zunächst Geselle, dann, im Jahre 1892, wurde er Filialleiter eines Hutgeschäftes in der Gumpendorferstraße. Es gelingt ihm durch Fleiß und Tüchtigkeit, in verhältnismäßig kurzer Zeit selbständig zu werden, und, um die wenigen Daten aus seinem Leben vorwegzunehmen: Im Jahre 1897 heiratet er Hermine Pfitzner, eine Verwandte des Tondichters Hans Pfitzner. Sie schenkt ihm einen Sohn, doch die Ehe endet jäh mit dem plötzlichen Tod der Frau. Im Jahre 1903 heiratet Reichl die Schwester seiner verstorbenen Frau, Anna Pfitzner, mit der er eine lange, glückliche Ehe führt.

Klothilde Benedekt schildert in erquicklicher Natürlichkeit jene an Schwerpunkten reichen Jahre in Reichls Leben:

„Erst auf Wiener Boden wird er seßhaft, zunächst als Geselle, dann als Verkäufer in einem Hutgeschäft in Mariahilf. Da bringt die feuchtfröhliche Geselligkeit der täglichen Abendkneipe die Wendepunkte seines Lebens. Hugo Klein, ein gebürtiger Ungar, Herausgeber einer Zeitschrift „An der blauen Donau“, entdeckt aus einigen Gelegenheitsscherzen in Reichl den Dichter und veröffentlicht in den 90er Jahren dessen erste Verse. Ein zweiter Stammgast macht die vermutlich erspriessliche Entdeckung, daß Reichl ein kaufmännisches Talent ist, leiht ihm die Anfangssumme zur Erwerbung einer Döblinger Filiale des Geschäftes, in dem er angestellt ist. Durch rastlosen Fleiß wird daraus bald ein stattliches Geschäft in Fünfhaus, in dem Reichl unausgesetzt tätig ist.“

Es ist merkwürdig, daß Reichl erst mit seinem Fußfassen auf Wiener Boden in bewußte Verbindung mit jenen Kreisen kam, denen er seiner Herkunft und der geistigen Richtung seines dichterischen Schaffens nach angehörte, seit er in den ersten Heimwehliedern seine hienzische Heimat besungen und in jäh aufwallendem Volksbewußtsein sich geweigert hatte, die ungarische Sprache zu erlernen.

Es mag ein Zufall sein — aber der Mann, der seine ersten Verse druckte, war Ungarndeutscher. Es ist kein Zufall mehr, daß die Zeitschriften, die in der Folge

seine Arbeiten immer häufiger und immer lieber annahmen, die kulturellen Zeitschriften der deutschen Minderheiten in Ungarn sind.

Denn diese Zeitungen und Zeitschriften waren damals Träger eines sehr regen und in ganz bestimmten Bahnen laufenden geistigen Lebens, und Reichl war auf ihren Ton gestimmt. Das gesamte Schrifttum im Karpathenbogen war in den Jahren des langsamen Sterbens der Monarchie und des aufflammenden Nationalbewußtseins der anderssprachigen Völker in eine Abwehrstellung gedrängt. Es ging um die Erhaltung des Volkstums und es ging, ganz konkret durch hart zupackende Gesetze bedrängt, um die Muttersprache.

Der „Sprachenkampf“ war von Siebenbürgen ausgegangen, wo die Siebenbürger Sachsen als geschlossenster und mächtigster deutscher Stamm des Karpathenraumes gegen die beginnende Verwirrung der Sprachen kämpften, sogar mit der Waffe in der Hand. Stephan Ludwig Roth, dessen Schrift „Der Sprachenkampf“, Kronstadt 1842, den Begriff geprägt hatte, wurde der Blutzuge ihrer Sache.

Doch unbehindert durch die staatliche Gewaltanwendung strömte die Mundartdichtung durch das ganze Land; dort, wo die deutsche Schriftsprache verdrängt ist, wird die Mundart Zuflucht und Heimat. Diese „Volkverteidigungsdichtung“ erfaßt alle Stämme: Sachsen, Banater, Schwaben, Buchenwälder, Deutsche der Bacska und, von diesem Standpunkt her gesehen, am westlichsten Rand: das kleine Bauernvolk der Hienzen. Dennoch nehmen die Hienzen eine Sonderstellung ein: sie leben seit Jahrhunderten abgekapselt, sie haben die geringste Beziehung zu den anderen deutschen Siedlungsgruppen. Gleichwohl sind sie der älteste Siedlerstamm. Schon aus Karolingischer Zeit ist hier eine bayuwarische Siedlerschicht bezeugt, und eine Urkunde aus dem Jahre 860 — das wichtigste Besiedlungsdokument dieses Raumes —, nennt bereits Pinkafeld und Steinamanger, die mit einer Anzahl von Bauernhöfen dem Erzbistum Salzburg geschenkt werden.

Immer wieder haben diese Siedler die Stürme der Awaren, Hunnen, Magyaren, Türken und Kuruzzen überstanden. Ihre Dörfer und Höfe lagen auf den waldreichen Hügeln, in den engen Flußtäälern — und die Reitervölker mißtrauen dem Wald und dem Berg. So blieb immer wieder ein Rest, der sich retten konnte, und immer wieder ergänzt durch neuen bairischen Zuzug bewahrten sie in ihrer Abgeschlossenheit die altertümliche Mundart, die kaum von der Schriftsprache berührt und nie von einer Umgangssprache abgeschliffen wurde. Diese Mundart war ihr Hort bei allen Überflutungen durch fremde Sprachen, und sie hat sie unverändert überstanden. Dem zähen Festhalten der Hienzen an ihrer Mundart verdanken wir es letzten Endes, daß das Burgenland heute zu Österreich gehört.

Aber auch in die Abgeschlossenheit dieses Kleinbauernvolkes griffen die Gesetze des magyarischen Nationalstaates.

Josef Reichl besuchte noch seine zweiklassige Volksschule mit deutscher Unterrichtssprache. Doch dann begannen die Schulgesetze des Jahres 1868 langsam zu wirken. Schon die Generation nach ihm fand eine völlig veränderte Lage vor. Und Reichl selbst konnte im Jahre 1886 nicht in den staatlichen Finanzdienst treten, weil er die ungarische Sprache nicht beherrschte. Es wäre ihm sicher leicht gewesen, das Ungarische rasch zu erlernen. Doch er legt durch diese Weigerung schon ein Bekenntnis ab, das charakteristisch ist für seine Lebenshaltung.

So wie ihm ging es manchem Bauernsohn, der sich nach der Militärdienstzeit um eine Stelle bei Post, Bahn oder Gendarmerie bewerben wollte. Auf der ungarischen Seite wendete man ein, daß er als Deutscher die ungarische Sprache und

Schrift nicht tadellos beherrsche, die Österreicher lehnten ab, weil er ungarischer Staatsbürger sei und nicht die nötige Schulbildung in Schrift und Sprache habe.

Das Witzblatt „Die Posaune“ veröffentlichte am 1. Mai 1910 den Brief eines deutschen Bauernsohnes aus Westungarn an einen „Khabral beim k. u. k. Khorbskomando“:

„Lieber Bruder!

ich duje dir czuwiszen dasz wir noh kotlob gezunt szint. file grüszä fon Fater varum du niht sreibesz bisz tu filejht beleidikt veil mir dir nitmer kem ham mir heten tir mer gem aber uncz iszt szer svah kanken, esz var ajuh die gancze vohe czuhász, hab niht könen.“

Das sind Zeugnisse, auch wenn man die Überspitzung eines Witzblattes davon abzieht, — sie bezeugen eine Verwirrung, die sich von der Sprache her auf viele Lebensgebiete zu erstrecken drohte. Auch ein so duldsamer, dem Kämpferischen und den großen Worten abgeneigter Volksstamm wie der hienzische Bauer wird da einmal zur Stellungnahme gezwungen, wenn es um Dinge geht, die sein Leben ausmachen.

Josef Reichl, der Heimat in Liebe zugewandt wie kein anderer, dazu welt erfahren und hellhörig geworden, hat sich bald als Sprecher des schwerfälligen und wenig ausdrücksgewandten Bauern seiner Heimat gefühlt. In diese Richtung ist sein Werk gewachsen: um so mehr, als seine Gedichte und Lieder von Mund zu Mund gingen, lange bevor sie gedruckt wurden. Aber bald hat er erfaßt, welchen Dienst er seiner entlegenen Heimat damit leistete, wenn seine Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Die Hienzen, das Raabtal, Güssing und das geliebte St. Martin werden durch seine Lieder bekannt. Auch dem Einwand, der immer wieder gegen Reichl erhoben wird, daß seine Mundart nicht mehr das echte Hienzisch, sondern der Umgangssprache stark angeglichen sei, muß von diesem Gesichtspunkt her begegnet werden: Reichl wollte, daß man ihn verstehe.

Nun erschienen seine Arbeiten beispielsweise in den „Meggendorfer Blättern“, in der Zeitschrift „Die Jugend“ und besonders in dem Organ der Karpathendeutschen, der Monatsschrift „Von der Heide“ Diese Zeitschrift erschien in Temesvar, ihr Schriftleiter war Viktor Orendi-Hommenau und zu ihren Mitarbeitern zählen Rosegger, Ganghofer, Müller-Guttenbrunn, Ludwig Finkh, Schöttler, Hauser, Jörg von der Schwalm, Alfred Huggenberg, Oskar Wiener, Stephan Milow und andere damals bekannte und berühmte Namen. Josef Reichl war damit in einen Kreis getreten, der ihm Ehre machte.

In den beiden ersten Heften des Jahrganges 1914 veröffentlicht Reichl einen sehr poetisch und sprachlich schön eingeleiteten volkskundlichen Aufsatz, in dem er das Hienzenland und besonders die Orte seiner engsten Heimat schildert, dann über die Entstehung des Namens „Hienzen“ plaudert und schließlich in der Wiedergabe von Volksliedern, Volksreimen und -bräuchen sichtlich aus dem Vollen schöpft. Es ist ein erster Griff in den Schatz des reichen Volksgutes, das die Hienzen in ihrer Abgeschlossenheit bewahrt haben, eine Sammlung, auf die auch heute noch die Volkskunde zurückgreift. Bei Reichl klingt auch diese Arbeit in einem Preislied der Heimat aus.

Immer bewußter wird in jenen Jahren sein Wirken für die Erhaltung der Muttersprache, und er sieht mit Müller-Guttenbrunn die einzige Möglichkeit zur Befreiung der Heimat in ihrem Anschluß an Österreich.

1906 erschien Josef Patrys aufsehenerregende Schrift „Westungarn zu Deutsch-Österreich“, und Josef Reichl trat in der Folge dem „Verein zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn“ bei. Nun beginnt auch seine Vortragstätigkeit. In Wien auf dem Boden der völkischen Vereine und besonders vor der Hochschülerschaft. Die Vereinigung Deutscher Hochschüler aus dem Burgenland ernennt ihn später zu ihrem Ehrenmitglied.

Von besonderer Bedeutung ist aber seine Tätigkeit in der Heimat, wo er unermüdlich für die gute Sache wirbt. Seine Gedichte — sie wurden auf viele Werbepostkarten des Deutschen Schulvereines Südmark gedruckt — verteilt er mit handschriftlichen Widmungen an alle Gutgesinnten. Es kommt so weit, daß Reichl von der ungarischen Regierung des Landes verwiesen wird. Um trotzdem seine Getreuen in der Heimat besuchen zu können, mußte er schwarz über die Grenze gehen.

Treu zur Seite stand ihm bei seinem Wirken die Bäckermeistersgattin Rosa Werner aus St. Martin a. d. Raab. Auf seine Initiative verfertigten während des ersten Weltkrieges die Frauen der Eingerückten von St. Martin eine Fahne, mit der sie die heimkehrenden Krieger als Sieger in der Heimat begrüßen wollten. Die Fahne trug die von Reichl verfaßte Widmung: „Es war ein hartes Ringen, die Heimat zu befreien, der Gut und Blut wir weihn.“ Leider konnte diese Fahne nie ihren eigentlichen Zweck erfüllen. Sie wurde aber das Symbol der Heimkehrer, die unter ihr für die Vereinigung mit Österreich kämpften. Oft mußte diese Fahne vor den ungarischen Gendarmen und den Freischärlern versteckt werden, und treue und tapfere Männer setzten ihr Leben für sie ein.

Nach dem Anschluß an Österreich gründete Josef Reichl mit den Heimkehrern von St. Martin und Umgebung den Heimkehrerverein, und die Fahne wurde im August 1923 geweiht. Sie trug nun die von Reichl verfaßte Inschrift:

„Halb verhungert und ermattet,
arm und elend, ausgeraubt,
wie es kam so unerwartet,
jede Freiheit uns geraubt.
Nach der Heimat zu den Lieben
war unser Sehnen und Begier.
Viele von uns sind dort geblieben,
sie hatten nicht das Glück wie wir.“

Bis zu seinem Tode war Reichl der Protektor des Heimkehrervereines.

Auch von Reichls heimlichen Besuchen in der Heimat erzählt Klothilde Benedikt: „Oft besuchte Reichl die Heimat, und er konnte mit Stolz sagen: Ich bin der Dichter eines Volkes von 360.000 Seelen, denn auf Schritt und Tritt, im Gasthaus und in der Schule, beim einsamen Hirten und in der gastlichen Küche der Heinzenbäuerin tönten ihm seine Gesänge entgegen. Die Regierung trat eine Zeitlang sehr feindselig gegen Reichl auf. Da gemahnt es wieder an das Mittelalter, wenn Reichl heimlich im Sommer von Bauernhof zu Bauernhof zieht und in Scheune und Tenne nicht nur seine Lyrik, sondern auch seine Prosaskizzen mit der scharfen Abwehr der Parteilichkeit des Richters gegen den deutschen Bauern der lauschenden Dorfjugend und den grollenden Alten zum besten gab.“

Dieses Wirken Josef Reichls erreicht seinen Höhepunkt mit dem Aufruf an seine Landsleute in der „Ostdeutschen Rundschau“ vom 21. November 1918:

„Selbstbestimmungsrecht, die heutige Übersetzung des alten Spruches: Volkes Stimme ist Gottes Stimme, ist ein Wahrwort, das in diesem Weltkriege geschaffen und bis zu einer Reife ausgestaltet wurde, die seine praktische Verwirklichung und die Umsetzung ins Volksleben ermöglicht und gestattet!“

Reichl wendet sich an seine Landsleute und fordert sie auf, das Gebot der Stunde zu verstehen und selbst die Entscheidung in die Hand zu nehmen: „Wir dürfen nicht immer die Langsamen, die Duldsamen, die Letzten sein, wir müssen mit kraftvollen, mit freudezitternden Händen, mit entschlossenem Sinn dieses heilige Recht, welches uns die Geschichte heute entgegenstreckt, ergreifen, das Recht unsres freien Entschlusses, unserer Selbstbestimmung!“

Diesen Aufruf bekam Thomas Polz, der im Jahre 1913 in Wien die Ortsgruppe „Deutsche Landsleute aus Ungarn“ gegründet hatte, in die Hand, als er gerade aus dem Felde heimgekehrt war. Er suchte spontan Josef Reichl in seiner Wohnung auf, und der um zwanzig Jahre Ältere schloß den Heimkehrer in seine Arme. Reichl trat der Ortsgruppe bei und fand hier ein dankbares Publikum, dem seine hienzischen Verse eine Botschaft aus der bedrängten Heimat waren.

Oft war in jenen Tagen die kleine Gastwirtschaft Zaworka, Gumpendorferstraße 64, — der Wirt war selbst ein Burgenländer — so überfüllt, daß die Leute auf den Stiegen saßen. Es gab stürmischen Beifall für Reichl, dessen leidenschaftliche Anteilnahme an der Entwicklung der Dinge alle mitriß. Damals gab es keinen Burgenländer, der den Namen Reichl nicht kannte.

Im Jahr 1918 war es so weit, daß ein erstes Bändchen von Josef Reichls Gedichten erscheinen konnte. Dieser Schritt vor die Öffentlichkeit war für Reichl kein Wagnis wie für so manchen andern, der zum erstenmal seine Verse gedruckt sieht. Denn Reichl hatte längst sein Publikum. Auf unzähligen Vorträgen hatte er mit seinen Gedichten und Dorfgeschichten für die Sache der Heimat geworben, bekannte Komponisten hatten seine Lieder, die so gut den Volkston trafen, gerne vertont, und seit vielen Jahren wanderten seine Verse durch Zeitschriften und Kalender. Nun, im historischen Augenblick, da durch die Friedensverhandlungen das Heinenland in den Mittelpunkt des politischen Interesses gerückt war, trat auch sein Dichter vor die Öffentlichkeit. Doch er war zu diesem Zeitpunkt ein Mann, der auf der Höhe seiner Reife stand und dessen Werk fertig war.

Wie Robert Hamerling den ersten Gedichtband des jungen Rosegger einführte, so gab auch dem Bauernsohn Josef Reichl ein Größerer die hilfreiche Hand zu diesem Schritt. Aber wieder war es ganz anders als bei Rosegger. Denn das Geleitwort von Adam Müller-Guttenbrunn, das vor dem Bändchen „Hinta Pfluag und Aarn“, Wien 1918, steht, führt nicht einen Unbekannten ein, sondern es stellt den Mundartdichter einer deutschen Minderheit an seinen Platz. Adam Müller-Guttenbrunn beginnt mit der Aufzählung der deutschen Siedlergruppen in Ungarn, deren Mundartdichtung immer wieder im Kampf um die Muttersprache ihre Stimme erhebt. Wer darin zu lesen versteht, findet in den wenigen Seiten des Vorwortes die ganze Geschichte der völkischen Minderheiten in Ungarn, deren eine, und zwar die älteste, die „Heenzen“ sind. Seit der Zeit Karls des Großen sitzen sie auf ihrer Scholle, und kein Sturm hat sie zu entwurzeln vermocht. Und Adam Müller-Guttenbrunn, der große Kenner deutschen Geschickes im Südosten, schreibt: „Die deutschen Dialekte in Westungarn haben eine mehr als elfhundertjährige Entwicklung hinter sich. Entwicklung? Es mag wohl mehr ein Stillstand gewesen sein. Diese Dialekte dürften ein Denkmal alter deutscher Redeweise sein,

wie man sie im heutigen Deutschen Reich nicht mehr findet Als ein solches Schriftdenkmal möchte ich diese Gedichte in Raabtaler Mundart von Josef Reichl betrachtet wissen. Nicht als die Offenbarungen eines neuen dichterischen Genies, sondern als einen kulturellen Besitz der Deutschen in Ungarn möchte ich sie allen Freunden unseres Volkes und seines Schrifttums empfehlen.“

Dieser erste Gedichtband von Josef Reichl ist das hohe Lied seiner hienzischen Heimat. Der geliebte Wald der Kindheit wird lebendig, die sonnenbeschiedenen Felder, das muntere Treiben im „Dörfal“, der Bauer bei der Arbeit und beim Feiern. Und es ist ein selbstbewußter, ein junger Bauer, der auf diesem uralten Boden steht. „Hinta Pfluag und Aarn“, das Abschlußgedicht des Bändchens, ist ein Hymnus auf den Gottesdienst der Bauernarbeit:

„Und mei Pfluag, greif tiaf in Grund,
daß da Saoman Plotz hot drunt;
wos ma heunt in d' Erdn gebn,
dos hot Kroft und dos hot Lebn.“

Dieser Gedichtband, der von dem kleinen, wenig bekannten Bauernvolk im Grenzland berichtete, um das gerade ein Streit von internationalem Format entbrannt war — es ging letzten Endes um die Frage, ob das laut proklamierte Recht der Selbstbestimmung auch für die besiegten Völker seine Geltung habe —, dieser Gedichtband hatte gerade in diesem Augenblick einen unabsehbaren Erfolg. Nicht nur die kleine treue Gemeinde des Dichters in seiner Heimat, in gleichgesinnten völkischen Vereinen und sein Freundeskreis in Wien griffen begeistert nach dem Büchlein —, es fand auch in der Presse eine Beachtung, wie sie selten Gedichten zuteil wird, die in einer schwer lesbaren Mundart geschrieben sind. Die „Deutsche Rundschau“, Berlin, ist entzückt von diesem „Preis der Heimat, der uns entgegentönt“ „Die Wartburg“, Berlin, lobt, daß der Dichter alle Töne der Heimat und Natur, des Volkstums und der Familie zur Verfügung habe. Die Zeitschrift „Deutsche Lieder“, Frankfurt am Main, nennt die Gedichte „innige, naturfrische, herzbezaubernde Lieder“ Die „Mitteilungen“ der Schriftstellergenossenschaft stellen fest: „Josef Reichl ist ein Frohgemüt. Doch legt sich zuweilen der Schleier ernster Beschaulichkeit über das Sonnige seiner Verse — und dann sind sie am hübschesten.“

Das „Interessante Blatt“, Wien, nennt die Gedichte „warm empfundene, ihrer Naturstimmung ansprechende Verse, die für die Sprachherrschaft und Eigenart des Dichters bestes Zeugnis ablegen.“ Besonders erfreut mag Reichl durch die Feststellung in Roseggers „Heimgarten“ gewesen sein: „Ein Dichter, der sich nicht mit billiger Wirkung begnügt, von Innigkeit des Gemütes wie der Naturbetrachtung.“

Und ebenso begeistert stimmen in den Chor die Wiener Zeitungen „Alldeutsches Tagblatt“, „Deutsches Volksblatt“, „Wiener Mittag“, und im „Wiener Journal“ vergleicht Klothilde Benedek Reichl als Meistersinger mit Hans Sachs und schreibt: „Die Lieder waren schon längst Volkseigentum, als der Verlag von Szelinski in Wien eine elegante, von Müller-Guttenbrunn eingeleitete Salonausgabe erscheinen ließ, die nahezu vergriffen ist, „Hinta Pfluag und Aarn“ Der Dialekt bietet den Lesern allerdings mehr Schwierigkeiten als bei Reichls lebendigem Vortrag.“

Durch Reichls Gedichtband war also der hienzische Bauer über Nacht zu einem Begriff geworden, und wer wollte, konnte sich nun selbst überzeugen, daß hier

unverfälschtes, von keinem Einfluß verbogenes Volkstum lebte. Das war in jenem Augenblick eine gewichtige Beweisführung, und Josef Reichl hat damit einen unerschätzbaren Dienst für das Zustandekommen des Burgenlandes geleistet. Einen Dienst, dessen weltgeschichtliche Bedeutung erst unseren Tagen ganz zu ermessen ist.

Der zweite Gedichtband Reichls erschien zu Beginn des Jahres 1921, als die Vereinigung des Burgenlandes mit Österreich bereits im Gange war. Der Dichter nannte es „Va Gmüat za Gmüat“, denn nun galt es, eine Brücke zu bauen zu den Brüdern in Österreich. Diesmal ist keine hilfreiche Hand mehr zur Einführung nötig. In einem kurzen Vorwort sagt der Dichter selbst, daß sein erstes Bändchen Gedichte „so gut gegenüber der Kritik bestanden und sich so viele geneigte Leser gewonnen hat, daß ich durch seinen Erfolg nur bestärkt wurde, eine zweite Gedichtsammlung folgen zu lassen.“ Das Buch ist eine „Dichtergabe, gewidmet seinen lieben Landsleuten, den Heinzen, anläßlich ihrer völkischen Befreiung“

Und dieser Grundton zieht durch alle Gedichte. Es ist, als ob der Dichter etwas ihm jetzt erst richtig Geschenktes immer wieder mit glücklichen Augen betrachte. Das Preislied der Heimat hat eine neue Tonlage: das Bewußtsein, am Beginn einer neuen, segensreichen Entwicklung zu stehen.

„Blüah auf, mei schöne Hoamat,
blüah auf, wia Bliamal bliah,
af di follt hiaz a Sunnschei,
sao schö ols wia nao nia.
Kimmst in nan groaßn Gortn,
va guata Hoand bitreut.
Blüah auf, blüah auf, mei Hoamat,
du bist mei Stulz, mei Freud.“

Der Jubel über die Befreiung der Heimat, das stolze Gefühl, mit ihrer Schönheit und Treue eine wertvolle Gabe dem neuen Vaterland Österreich darzubringen, das Lob der Muttersprache, die dieses bedrängte Land seinem Volk erhalten hat, das ist der Inhalt von Josef Reichls zweitem Gedichtband.

Und schon im nächsten Jahr, im Juli 1922, folgt im Verlag der Zeitschrift „Deutsches Vaterland“ ein erstes Prosabändchen, „Hulzschnitt“ Es kann fast als Ergänzung zu den Gedichten gelten, denn auch hier bringt Reichl Augenblicksbilder aus dem bäuerlichen Leben, die nicht durch Handlungsreichtum oder Pointierung wirken, sondern durch die Kunst, das Charakteristische herauszugreifen und mit wenigen festen Strichen aufzuzeichnen. In diesen „kloanen Biegnheint“ wird altes Brauchtum aus dem Dorf erzählt, Geschichten aus dem bäuerlichen Alltag, allerlei Seltsames, Schalkhaftes und Inniges. Aber jede der kleinen Geschichten ist echt und erlebt, und hinter mancher Gestalt mag wohl der „Pedan Seppl“ selbst stehen, der „Sohn armer Lohnleute bei einer gräflichen Herrschaft“, wie der Heindl Heini in der Erzählung „Die Schwielenhandschuhe“

Und zum erstenmal versucht auch der Dichter sich hier in der deutschen Hochsprache. Er kann sich darin nicht so frei bewegen wie in seiner Mundart — dennoch, wie schwer wiegen diese Versuche für den Sohn eines Landes zwischen den Sprachen!

Reichl selbst weiß um die Schwierigkeiten, die ihm die deutsche Schriftsprache bereitet, und in seiner nächsten Veröffentlichung, „Vamischts“, Wien, 1923, nimmt er offen Stellung dazu. In seinem kurzen Vorwort schreibt er: „Während ich mich

in meinen früheren Büchern ausschließlich als Mundartdichter meiner Heimat, des Burgenlandes, in Gedicht und Prosa gefaßt und vorgestellt, gebe ich mich in dieser Sammlung von Dichtungen nicht allein als heinzischer Dialekt-Dichter. Ich habe mir erlaubt, das bäuerische Gewand der Mundart abzulegen und das Stadtkleid der schriftdeutschen Sprache anzuziehen. Hoffentlich findet der geneigte Leser nicht, daß ich mich darin unbeholfen und gezwungen ausnehme, und mich, den Bauernsohn, doch nur die Tracht des offenen Landes kleide.“

Es sieht aus, als hätte der Dichter die beiden ersten Gedichte dieses Bändchens absichtlich einander gegenüber gestellt: das hochdeutsche Gedicht „Meine Schule“ und das hienzische „Mei Hoamat“

Das erste Gedicht kämpft sichtlich um die Beherrschung der Sprache und enthält manches, was vor einer strengen Kritik nicht bestehen könnte. Aber was ist der Inhalt dieses Gedichtes? Er erzählt, wie aus den Schulen der Heimat das deutsche Wort verbannt wurde und dadurch der Jugend der Weg zur Bildung versperrt blieb. Nur ihm, dem Dichter, gelingt es, sich in manchen Stunden, allein vom Gefühl geleitet, über alle Hindernisse zu erheben „und lernte ohne Schule dort mir schreiben, was mein Herz erhebt“

Das Gedicht selbst ist ein Beweis dafür. Wenn Reichl klagt:

„Der Sprache Form erlernt ich nie,
verschlossen war mir dieser Quell,
mir blieb nur, was mir Gott verlieh,
der Mutterlaut, so rein und hell“,

so klingt durch die unbeholfenen Verse doch das echte Gefühl. Dagegen „Mei Hoamat“: in der heimischen Mundart, weich und voll Melodie, getragen von einem innigen Gefühl und in überlegener Beherrschung aller Mittel, die die vertraute Sprache bietet, ist dieses Gedicht eines der schönsten, die Reichl geschrieben hat:

„We sull i di nit geen hobn,
we sull i di nit mögn,
we sull i nit ins Herz grobn
di, daß da nix kao gschehgn.“

Reichls letztes Büchlein, „Landflucht und Hoamweh“, erschienen im Verlag „Die Heimat“, Wien-Leipzig 1924, wagt wieder einen Schritt vorwärts. Es enthält seinen ersten dramatischen Versuch, ein „heinzisches Volksstück in einem Aufzug“ „Landflucht“. Es muß zu diesem Titel noch ein Wort der Erklärung gesagt werden: Unter „Landflucht“ ist hier nicht jenes Problem gemeint, das unsere Zeit durch Industrialisierung und Verstädterung gebracht hat, sondern Reichl meint in des Wortes ursprünglicher Bedeutung die Flucht aus dem Lande, ein erzwungenes, ja heimliches Verlassen der Heimat, das durch die soziale Notlage und die Gewalt Herrschaft des „Grafen“ bedingt war.

Der Inhalt des Stückes ist also die soziale Not des hienzischen Bauern, Reichls eigenes Väterchicksal, das einmal zur Sprache kommen mußte. Hier erzählt es in gedrängter Form und mit bewegter Handlung das Los einer „Bierisch-Familie“ — von Reichl mit der Anmerkung „Ochsenknecht“ versehen — „zu einem dramatischen Gemälde verarbeitet“.

Der Stangl Motzl ist der typische Kleinbauer des südlichen Burgenlandes, der ein Stück herrschaftlichen Grund in Pacht hat und dafür dem Grafen zu Dienst verpflichtet ist. Da der geringe Ertrag nicht ausreicht, muß die ganze Familie für

das „Schloß“ arbeiten: die Mutter als Wäscherin, der Sohn als Tagelöhner, die junge Tochter als Kammermädchen der Gräfin. Die Familie ist so wenig gesichert, daß ein Unglücksfall wie Hagelschlag oder der Verlust der einzigen Kuh den völligen Ruin bedeutet. Mit dem Motiv der sozialen Not verbunden ist das Thema der Unterdrückung durch den Grundherrn. Der ungarische Graf behandelt den deutschen Bauern, der für ihn arbeitet, nicht besser als ein Stück Vieh. Es mag uns heute überspitzt und tendenziös vorkommen, wie Reichl dieses Thema darstellt. Doch das Stück ist als Aufschrei zu werten, in dem sich jahrhundertlang stumm erlittenes Unrecht endlich Luft machte. Tatsächlich gab es damals, zu Ende des vergangenen Jahrhunderts, noch Fronbauern in Westungarn. Wenn auch nicht dem Gesetze nach, so doch in der Praxis. Der nutzbare Boden war bis zu einem Drittel der Gesamtfläche in den Händen des adeligen Großgrundbesitzes, und das kleinbäuerliche Eigentum wurde durch die hier üblichen Erbteilungen immer mehr aufgesplittert, bis die sogenannten „Hosenriemenfelder“ entstanden, die die Familie nicht mehr ernähren konnten. Das hatte einerseits ein erzwungenes Dienstverhältnis zum Gutsherrn zur Folge, andererseits die Abwanderung nicht nur als Saisonarbeiter, sondern auch die Auswanderung nach Amerika, die Reichl in seinem Stück schildert. Es ist statistisch erwiesen, daß in den Jahren 1899—1913 aus dem Burgenland 14.413 Personen nach Übersee auswanderten, aus dem Bezirk Güssing, Reichls Heimat, von 1884—1939 allein 5.538 Personen, das sind 16,9 % der Bevölkerung des Bezirkes⁸.

Reichl hat hier als erster der sozialen Notlage seines Landes Ausdruck verliehen und den Finger auf eine noch immer offene Wunde gelegt. Wie sehr er seinen Landsleuten aus dem Herzen sprach, das beweist der große Erfolg dieses Einakters, der am 27. November 1924 im Fünfhauser Volkstheater (Thaliatheater) aufgeführt wurde. Es ist überliefert, daß Reichl, Tränen in den Augen, durch die Reihen ging und die zahlreich erschienenen Landsleute begrüßte und ihnen dankte.

Hans Ambroschitz schreibt am 7. Dezember 1924 in seiner Zeitung „Der Freie Burgenländer“: „Wenn ein Dichter und Geschichtschreiber zum Theaterstück schreiben anfängt, dann ist das gar oft ein Wagnis, das nicht gelingt, ja nicht selten gar mißlingt. Der Heimatdichter Josef Reichl hat diesen Sprung getan, als er uns das Heimatstück „Eines Volkes Recht“ schenkte, und siehe da, der Sprung war wohl gelungen. Dadurch ermutigt, wagte er den zweiten Sprung, der noch besser gelang und auch auf diesem Gebiet das Beste hoffen läßt. Denn sein neuestes Bühnenwerk, das heinzische Volksstück „Landflucht“, ist nicht nur ein getreues Spiegelbild der sozialen und nationalen Verhältnisse in des Dichters Heimat, sondern auch reich an packenden Szenen, spannenden Momenten, an äußerst bühnenwirksamen Bildern.“

Zwei Tage nach dem Erscheinen dieser Besprechung war Josef Reichl tot.

Sein plötzliches Dahingehen ist schuld daran, daß das oben erwähnte Volksstück „Eines Volkes Recht“ nicht gedruckt wurde und uns nicht erhalten blieb. Dieser zweite dramatische Versuch ist eigentlich früher entstanden als die „Landflucht“. Wir kennen ihn nur aus der Besprechung in der Arbeit von Hans Levar, der also im Jahre 1930 das Manuskript noch in der Hand gehabt hat. Die Handlung, die zur Zeit der Kuruzzenkriege spielt, hat einen historischen Hintergrund,

⁸ Sachliche Grundlagen aus: Dr. H. Kunnert „Im ungarischen Nationalstaat“, Burgenland, Landeskunde, S. 333 ff.

bei dem Otto von Hubicki unserem Dichter geholfen hat. Ein hienzisches Dorf in der Nähe von Ödenburg ist der Schauplatz des Geschehens, das den Helden, den „Rootoler Michl“, in die Wirren des Kampfes der beiden Großmächte Österreich und Ungarn stellt. Der hienzische Bauer verkörpert hier jenes passive Heldentum, das bezeichnend für dieses Land zwischen den Herren ist. Aber er behauptet sich auf dem Boden, den seine Ahnen vor Jahrhunderten mit ihrem Blute erobert haben, und die gerechte Sache siegt.

Über eine Aufführung des Volksstückes berichtet eine Notiz im „Freien Burgenländer“ vom 6. Jänner 1924. Josef Reichl war Ehrenmitglied des Gesangsvereines „Deutsche Eiche“ in Tatzmannsdorf und hatte der Theatergruppe des Vereines sein Schauspiel zur Verfügung gestellt. Es heißt in der Besprechung: „Nun sind auch die mit Spannung erwarteten Aufführungen des Schauspielers „Eines Volkes Recht“ von unserem Heimatdichter Josef Reichl und dem Schriftsteller Otto Hubicki glücklich vorüber. Sie brachten sowohl den beiden Verfassern wie auch allen Mitwirkenden einen vollen Erfolg. Die beiden am 30. v. M. stattgefundenen Aufführungen waren ausverkauft, und man konnte zahlreiche Gäste aus Oberwart, Oberschützen, Unterschützen, Sulzriegel, Drumling, Mariasdorf und anderen Orten erblicken. Es ist bestimmt der größte Erfolg gewesen, der bisher auf unserer Bühne erzielt wurde. Die Darsteller waren ohne Ausnahme vorzüglich und boten ihr Bestes. Die Spielleitung lag in den Händen unseres unermüdlichen Schulleiters Heinrich Eigenbauer. Er war die Seele der Aufführung, zu der er auch eine recht nette Musik beigeleitet hatte, und verkörperte selbst den „Rootoler Bauern“.“

Es konnte noch ermittelt werden, daß von dieser Aufführung eine Abschrift des Stückes und die Rollenbücher in Tatzmannsdorf aufbewahrt wurden. Leider ist in den Besatzungstagen von 1945 alles vernichtet worden. So besitzen wir nichts mehr, das uns helfen könnte, über dieses Schauspiel von Josef Reichl Näheres zu erfahren.

Ebenso ist Josef Reichls in Verse gefaßte Selbstbiographie „In Pedan Seppl sei Lebn“ verschollen. Wie Hans Levar berichtet, führt uns der Dichter in schlichten Vierzeilern sein Leben vor: „‘s Werdn, ‘s Wandern, ‘s Wirkn“ Dieses kleine Epos hatte Levar noch in drei Fassungen in der Hand, die zum Teil erheblich von einander abwichen. Er meinte, daß es in Vers und Reimtechnik weit hinter den meisten von Reichls Gedichten zurückstehe. Wie immer dem sei — für uns hätte es unschätzbaren Wert, weil es der einzige authentische Bericht über Reichls Leben war.

Hans Levar vermerkt weiter in einer Fußnote, daß die endgültige Fassung der Selbstbiographie des Dichters „demnächst“ im Bundesverlag erscheinen werde. Dieses „Demnächst“ ist nie eingetreten, und alle Nachforschungen nach dem Verbleib des Manuskriptes oder einem über die Drucklegung geführten Briefwechsel waren vergeblich, denn auch das Archiv des Bundesverlages wurde in der Nachkriegszeit vernichtet. In Reichls Nachlaß müssen sich außerdem noch zahlreiche Gedichte und Prosaskizzen befunden haben, denn die Zeitschrift des Deutschen Schulvereines Südmark „Grenzland“ schreibt in ihrer Nummer vom Mai 1926: „Doch sind im Nachlasse zahlreiche Gedichte und Prosastücke sowie das Volksstück „Eines Volkes Recht“, endlich seine in Versen abgefaßte Lebensgeschichte „In Pedan Seppl sei Lebn“ vorhanden.“

Dieser nicht gezeichnete Artikel dürfte von Hans Ambroschitz stammen.

Der Nachlaß Josef Reichls ist also verschollen. Es kann uns heute der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß nach dem plötzlichen Tode des Dichters alles versäumt wurde, was dem Burgenland das Vermächtnis seines treuesten Sohnes erhalten hätte. Zahlreichen Bemühungen, heute noch eine Spur dieses Nachlasses wiederzufinden, kann als Schlußpunkt nur ein Schreiben vom 7. 2. 1960 von Frau Raphaela Reichl-Stöhr, der Schwiegertochter des Dichters, gesetzt werden: „Nach dem plötzlichen Heimgang von Josef Reichl fand sich in seinem Nachlaß seine Autobiographie „In Pedan Seppl sei Lebn“ und das Drama „Eines Volkes Recht“ in seiner klaren Handschrift. Diese beiden Handschriften verwahrte sein Sohn.“ Ferner teilt sie mit, es sei kaum anzunehmen, daß Dr. Kurt Reichl in den Wirren der Nachkriegszeit etwas vom Nachlaß seines Vaters erhalten habe. Er sei im März 1956 in Graz gestorben.

Josef Reichl wurde am 9. Dezember 1924 viel zu früh durch einen unerwarteten Tod mitten aus seinem Wirken gerissen. Noch am vorhergehenden Sonntag mußte er einen seiner zahlreichen Vortragsabende im südlichen Burgenland absagen, weil er sich nicht wohl fühlte. Er hatte oft an Herzanfällen gelitten und auch diesmal nicht geahnt, daß es um Leben und Tod ging. Sein Sohn berichtet über die Todesstunde: „Mein Vater war fast bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein. Seine letzten Worte waren: „Der Anfall kommt“. Dann versank er in eine Bewußtlosigkeit, aus der er nicht mehr erwachte. Vater hatte, solange er bei Bewußtsein war, keine Ahnung, daß es sich um einen Kampf auf Leben und Tod handle, obwohl die Anfälle sehr heftiger Natur waren und ihm große Schmerzen verursachten. Doch glaubte er felsenfest, er werde sie, wie schon so oft, überwinden. Leider .“⁵

Die Nachrufe, die in allen Zeitungen erschienen, sind ein Zeichen, wie bekannt und beliebt der bescheidene burgenländische Heimatdichter war. Aus vielen mag hier nur der Nachruf der „Deutschen Zeit“, Wien, 12. Dez. 1924, angeführt sein:

„Sein Name ist als der eines „heinzischen Dichters“ unserer Zeit über die Grenzen seiner burgenländischen Heimat hinaus bekannt geworden. So innig auch das ganze Wesen Reichls mit seiner burgenländischen Heimat verknüpft war, so wurzelte er doch in Wien, wo er viele Jahre hindurch in der Sechshauerstraße ein Hutgeschäft betrieb. Aber diesen echten deutschen Handwerker verbanden viele Fäden mit der Kunst im allgemeinen, im besonderen mit der Dichtkunst. Schon frühzeitig beschäftigte er sich selbst mit dichterischen Versuchen. Er dichtete in der Mundart seiner Heimat, als sie noch zu Ungarn gehörte. Und schon in dieser Vorkriegszeit hatte der Name des feingestimmten Heimatdichters einen guten Klang in Wien und in Westungarn. “ Wenn seine Parte nun alle Ehrenämter und Mitgliedschaften Josef Reichls aufzählt, so ist auch dies ein Zeichen dafür, wie dieser Bauernsohn und Handwerker über seinen Kreis hinauswuchs: Er ist Ehrenbürger von St. Martin und Neumarkt an der Raab, Ehrenmitglied des Vereines der Burgenländer in Wien, der Vereinigung Deutscher Hochschüler aus dem Burgenland in Wien und des Männergesangvereines „Deutsche Eiche“ in Tatzmannsdorf. Dann wirkliches Mitglied der Deutsch-Österreichischen Schriftstellergenossenschaft, des Bundes Deutsch-Österreichischer Mundartdichter und des Allgemeinen Schriftstellervereines in Berlin.

Ein wichtiges Dokument liegt noch vor, das Thomas Polz in unsere Tage hinübergerettet hat. Es ist das Protokoll über die Hauptversammlung am 27. I. 1925

Zu Punkt 4. für ein Österreich, anstatt gegen
 Ungarn, deshalb mitbewerber sein Recht
 nicht nur, gegen Österreich, sondern
 auch, deshalb nicht für Österreich sein
 Gewinnung sind die besten des Reiches
 nicht in ein Bundesgesetz, sondern
 gegen ein Österreich, zum Reich, als
 Mitglied einfließen. -

- Die verantwortlichen Aufgaben sind:
1. in der Sammlung in Vorbereitung von Seite 1. 2. 3.
 2. gegenwärtig nur bei 1. 2.
 3. Die Befragung der Reichs gemäss dem
 für das Reich in ein Bundesgesetz
 der Reichs p. 1. 2. 3.
 4. Die Befragung eines Bundes in Burgenland
 Die Gründung der Reichs, erfolgt in An-
 sehung der Reichs, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000.

Josef Reich
Präsident

Österreichischer Schutzbund
 Ortsgruppe
 der Burgenländer in Wien

Anton Ambroschitz
Obmann

Sitzungsprotokoll vom 27. I. 1925,
 in dem die Gründung eines Reich-Bundes beschlossen wird.

der Ortsgruppe der Burgenländer in Wien. Dort heisst es in der gestochen schönen
 Schrift des Schriftführers Rudolf Losert: „Bevor nun in die Tagesordnung einge-
 gangen wird, hält der Obmann dem dahingeschiedenen Heimatdichter Josef Reich,
 welchen wir zu den treuesten Mitgliedern unserer Heimatgruppe zu zählen die Ehre
 hatten, einen warm empfundenen Nachruf, welcher zum Zeichen der Trauer von
 den Anwesenden stehend entgegengenommen wird.“ Als besonderer Punkt der Ta-
 gesordnung wird dann von Hans Ambroschitz, dem Hauptschriftleiter der Zeitung
 „Der Freie Burgenländer“, die Gründung eines Reichbundes vorgeschlagen und

besprochen, und alle Anwesenden erklären sich zum Beitritt bereit. Sie soll im Anschluß an die Trauerfeier erfolgen, die am 15. II. 1925 im Festsaal des Deutschen Schulvereines stattfinden wird. Als Aufgabe des Bundes nennt man die Sammlung und Verbreitung von Josef Reichls Werk, die Herausgabe einer Plakette, die Errichtung eines Denkmals im Burgenland, und — gemäß einem im Freundeskreis oft geäußerten Wunsch des Verstorbenen — die Überführung der Leiche in seine Heimatgemeinde St. Martin a. d. Raab und die Beisetzung im Grabe der Eltern. Auf Anregung von Thomas Polz wird noch die Anbringung einer Gedenktafel am Wohnhause Reichls beantragt.

Zur Gründung dieses Reichlbundes ist es nie gekommen. Die Plakette wurde geprägt — sie zeigt das Brustbild des Dichters im Profil. Das Wohnhaus des Dichters, Ecke Sechshausenerstraße und Mariahilfergürtel, trägt seine Gedenktafel — aber die Schrift ist heute kaum mehr zu entziffern. Doch die wichtigste Aufgabe, die Bewahrung des geistigen Erbes, das der Dichter seiner Heimat hinterließ — sie wurde vernachlässigt.

Was nun noch zu sagen bleibt, ist eine Würdigung des Menschen Josef Reichl. Spärlich sind hier die Zeugnisse, wenn man von dem absieht, was das Werk selbst über den Menschen aussagt. Und es sagt sehr viel, denn was Josef Reichl schrieb, floß aus dem Herzen. Aber einige wenige Aussagen anderer, ihm nahestehender Menschen sind noch da, und an der Spitze mögen die Worte von Frau Raphaela Reichl-Stöhr stehen, die in ihrer Kürze und Schlichtheit doch so vielsagend sind: „Ich selbst hatte ja nur drei Jahre das Glück, die Nähe dieses gütigen, charaktervollen und dabei so demütig bescheidenen Mannes teilen zu dürfen. Über sich selbst und sein Schaffen sprach er nie.“ Dazu kommen die Erinnerungen von Thomas Polz, der viele Abende mit Josef Reichl im Kreis der Landsleute verbrachte. Er schildert ihn als heitere, gesellige Natur, immer bereit, nach der Besprechung der ersten Angelegenheiten seine Gedichte in der Mundart der Heimat vorzutragen, die dann erst die richtige Stimmung brachten und der Höhepunkt des Abends wurden. Josef Reichl zeigte offen seine Freude über den stürmischen Beifall und ließ sich gerne zu immer neuen Vorträgen bewegen.

Dann besitzen wir noch eine Kindheitserinnerung von Dr. Hans Wittmann, dem Leiter des Bundesstaatlichen Volksbildungsheimes St. Wolfgang: „Hienzisch habe ich noch von Josef Reichl selbst gelernt, als ich ein kleiner Bub war. Wir wohnten in der Herklotzgasse, und mein Vater war Stammkunde bei Reichl. Er ließ sich, wie es damals so üblich war, seine Hüte bei ihm umformen und aufbügeln, und ich selbst habe vom ersten Matrosenkappel an alle Kopfbedeckungen aus dem Geschäft Reichl bekommen. Er war ein Meister von der guten, alten Art, voll Humor und Herzlichkeit. Ich erinnere mich noch gut, wie gerne uns Reichl seine hienzischen Verse vorsagte, wenn gerade sonst niemand im Geschäft war!“

Es ist nichts mehr hinzuzufügen, die Aussagen sprechen für sich.

Josef Reichl hatte zu seinen Lebzeiten den Ehrennamen „der treueste Burgenländer“ So mag sein 100. Geburtstag eine Mahnung sein, daß das Burgenland des Dichters und Menschen so gedenkt, wie er es durch sein Leben und Wirken für die Heimat verdient.

Was durch Josef Reichl begonnen wurde, haben für das Burgenland zwei Dichterpersönlichkeiten vollendet, die fast eine Generation jünger sind als er, die aber dennoch die Verbindung zu seiner Zeit bilden: Mida Huber und Johann Neubauer.



Josef Reichls Wohnhaus und Hutgeschäft in der Sechshausenstraße



Die Gedenktafel an Josef Reichls Wohnhaus

Sie beide sind für die heute Nachkommenden, die in ganz andere Verhältnisse hineinwachsen, die Träger einer ehrwürdigen Überlieferung.

Beide sind wie Reichl Kinder aus dem Volke und stammen aus dem Herzgebiet des Hienzenlandes, aber beide haben ihm eines voraus: die höhere Bildung.

Mida Huber ist 1880 als Tochter eines Försters in Lackenbach geboren, und ihre Jugend war gesichert und freundlich. Sie durfte in Wien und Ödenburg —

die beiden Städte sind bezeichnend für die Bildungseinflüsse in diesem Land — die Kunstschule besuchen, hat sich der Malerei und Musik gewidmet, aber auch früh schon zu schreiben begonnen. Wenn später das Schicksal ihr vieles versagt hat und sie aus Leid und Armut in ihre Dichterwelt flüchten mußte, so ist dies ihrem Werk zugute gekommen. Ihre Gedichte und Erzählungen sind Ausdruck einer Gemüts-tiefe, die durch Opfer und Entbehrung zu einer schlichten Größe emporgewachsen ist. Auch ihr ist die Mundart angeborenes Ausdrucksmittel, und sie weiß ihr Feinheiten abzugewinnen, die in ihren Gedichten einen gedanklichen Hintergrund mitklingen lassen, der die üblichen Themen der Mundartdichtung weit überragt. Ihr Leben und ihr Werk tragen fast Stiftersche Züge.



Josef Reichls Grab am Wiener Zentralfriedhof

Mida Huber hat der hienzischen Mundart die Seele geschenkt.

Johann Neubauer, ebenfalls 1880 geboren, hatte das Glück, in Oberschützen zu Hause zu sein. Als er, kaum zwölf Jahre alt, seinen Vater verlor, nahm sich der Leiter der Schulanstalten des begabten Jungen an und ermöglichte ihm den Besuch der Lehrerbildungsanstalt. Seine erste Lehrstelle führte ihn nach Franzfeld im Banat, und hier wird ihm die Richtung gewiesen, die für sein ganzes Leben bestimmend ist: er wird, im weitesten Sinne des Wortes, Lehrer der deutschen Minderheit in Ungarn. Sein väterlicher Freund war der Dichter Jörg von der Schwalm, und seine ersten Arbeiten erscheinen im „Donau-Temes-Boten“. Hier berührt sich

sein Kreis eng mit dem Reichs. Später ist er Schulinspektor und Redakteur in Ödenburg und hat als verantwortlicher Leiter der Ausbildung der deutschen Lehrer von jenseits der Grenze her dem Erbe seines Volkes gedient.

Als er im Jahre 1945 als Flüchtling nach Oberschützen zurückkehrt, bringt er aus dem verlorenen Land mit, was der Heimat langsam zu entgleiten droht: die unverfälschte hienzische Mundart in dem umfangreichen Manuskript zu einem Wörterbuch und, um vieles bereichert und erweitert, sein bereits im Jahre 1921 in Ödenburg erschienenen Gedichtbändchen „Hienzische Blimal“. In diesen schlichten Versen, die heute gedruckt vorliegen, hat er festgehalten, was er an Brauch und Sitte, bäuerlichem Glauben und ungeschriebenem Gesetz aus der Heimat bewahrt hat. Johann Neubauer ist der Hüter des Erbes geworden.

So hat dieses endlich heimgekehrte Land Österreich dargebracht, was es auf dem Felde der Dichtung zu bieten hatte: den freudigen Willkommensgruß sprach der Halterbub aus Güssing, dem der historische Augenblick die Gabe des Singens und Sagens verliehen hatte.

Den Wortschatz einer der ältesten Mundarten im Verein mit dem Reichtum des bäuerlichen Erbes schenkte der Lehrer aus Oberschützen.

Und die Beseelung und Vertiefung dieser Mundart vollzog die dichterische Persönlichkeit einer Frau, die im Schatten der mächtigen Ruine Landsee aus ihrem ärmlichen Leben ein Idyll gemacht hat.

Doch auch im Geiste heimgefunden hat das Burgenland erst dann, wenn diesem schmalen Grenzstreifen am Rande des Abendlandes der erste Dichter in deutscher Hochsprache ersteht.

Zum 150. Geburtstage von Fanny Elßler

Von Otto Guglia, Wien

Am 23. Juni 1960 jährt sich zum 150. Male der Geburtstag Fanny Elßlers — ihr angebliches Geburtsjahr 1812, das sich in der älteren Literatur findet, geht vielleicht auf die weibliche Schwäche zurück, sich jünger zu machen. Mit ihrer um zwei Jahre älteren Schwester Therese, die aber von ihr an künstlerischer Begabung übertroffen wurde, gehörte sie zu den hervorragendsten Vertreterinnen der Tanz- und Ausdruckskunst im 19. Jahrhundert. Vielfältig sind ihre Beziehungen zur burgenländischen Landeshauptstadt gewesen, und in dem Kranz der Erinnerungen, den die Nachwelt ihr und ihrer Kunst an Gedenktagen flicht, stammen einige der lieblichsten Blüten aus Eisenstadt¹.

Die Familie Elßler war, wie so viele bedeutende Altösterreichs, aus Schlesien, von wo der Großvater der beiden Schwestern um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Eisenstadt gekommen und in die Dienste der fürstlichen Familie Esterházy getreten war. Er wurde in der Folge Kammerdiener und Leibkopist bei Joseph Haydn. Sein Sohn Johann bekleidete dieselbe Stellung. Zwei Brüder seiner Frau, einer geborenen Prinster aus Wien, waren bei der fürstlichen Hofkapelle beschäftigt. Wann die Familie Elßler, in der neben den beiden Schwestern auch zwei

¹ Den letzten Stand der Literatur über F. E. verzeichnet das Österr. Biogr. Lexikon 1815—1950. I, 1957.